

Zeitschrift: Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin
Herausgeber: Verein Saiten
Band: 28 (2021)
Heft: 309

Rubrik: Positionen

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 04.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Hoch erfreut

Liebes Saiten

Was für ein wunderschönes Cover! Briefkasten leeren gehört im Moment zu den Aufregungen des Tages und das Saiten hat mich hoch erfreut – nicht nur Aussen, auch Innen. Habt vielen Dank für Eure Arbeit. Herzlicher Gruss von einer Glücklichen, die erst geboren wurde, als es das Frauenstimmrecht schon gab.

Christine Enz, St.Gallen

Digitale Isolationskultur

Vielleicht stellt sich die Frage, ob Bildende Kunst heute als gesellschaftliches Phänomen nicht schlicht sinnlos geworden ist, und bloss ihr leerer Ordner in der Gesellschaft verwaltet wird, weil man ihn bunt anfarbt und sich an ihn gewöhnt hat und er einigen Funktionären noch ein paar Batzeli abwirft. Man muss kein Prophet sein, um zu sagen, dass in zehn bis zwanzig Jahren jene Bildungsbürger, für die Kunst noch ganz selbstverständlich zum Arrangement des geistigen Lebens gehörte, ausgestorben sein werden. Es wird eine Generation folgen, deren symbolischer Kosmos aus Games, Netflix und gleichgeschalteten Lehrplänen gespiesen wurde. Bildende (Gegenwarts)Kunst als gesellschaftliches Phänomen steht also vor der (ev. unlösbaren) Aufgabe, aufzeigen zu können, dass die digitale Isolationskultur mangelhaft ist und sie hier mindestens eine ergänzende Rolle hat. Dazu muss sie sich aber lösen von ihren eigenen durch Kunsthochschulen geförderten Sektierertum und der Arroganz, an sich quasi automatisch bedeutungsvoll und wichtig zu sein. Deswegen nochmals die Polemik: Bildende Kunst ist heute sinnlos geworden!

Samuel Blaser zum Beitrag «Schwarzes Quadrat Appenzel» auf saiten.ch

Rund 20 Leute zwar nur, aber auffällig mit Fackeln ausgerüstet unterwegs in den St.Galler Gassen: Der «stille Protest» von Kritiker*innen der Coronamassnahmen fand kaum Resonanz. Saiten-Redaktorin Corinne Riedener schaute bei der Demonstration Ende Januar genauer hin, wer sich unter dem Label der Coronaverharmloserinnen bei uns und anderswo zusammenfindet. Als «diffus, kleinteilig und politisch verzettelt» beschreibt sie die (Ost-)Schweizer «Querdenker-Bewegung» Der «Versuch einer Auslegeordnung» auf heiklem Terrain zum Nachlesen: saiten.ch/in-der-echochammer.

7. Februar, 50 Jahre Frauenstimmrecht: Das Anti-Jubiläum-Thema des Saiten-Februarhefts hat auch online Wellen geworfen – allen voran der Beitrag der Autorin und Musikerin Jessica Jurassica. saiten.ch/hey-isch-si-geil. Zitieren wir gern nochmal, weil unvermindert aktuell: «Feminismus ist kein Hobby, Feminismus ist Arbeit und ich arbeite sowieso schon viel zu viel. Aber dann fällt mir wieder ein, wie die Männer in meinem näheren Umfeld reagiert haben, als ich zum ersten Mal mit einem Text viral ging und sich so etwas wie Erfolg abzuzeichnen begann. Sie reagierten wahlweise mit Desinteresse, Missgunst, Ablehnung oder paternalistischem Stolz. Und wenn ich mich mit solchen Aussagen konfrontiert sehe, bin ich trotz des ganzen Überdrusses und der Müdigkeit froh um feministische Netzwerke, um Abende in Clubs, die von Frauen geschmissen werden, und um die Solidarität zwischen Menschen, die ähnliche Erfahrungen machen.»

Knapp 100 Objekte aus dem alten Königreich Benin befinden sich in Schweizer Museen, davon acht in St.Gallen. In einem vom Bund finanzierten Projekt soll nun deren Provenienz geklärt werden. Roman Hertler stellte Anfang Februar die hierfür gegründete Benin-Initiative Schweiz vor. Sie sei in Restitutionsfragen «offen» für den Dialog, aber primäres Ziel sei nicht eine Rückgabe der Raubkunstwerke, sondern Kontakt zu den nigerianischen Stellen aufzubauen. «Die beiden Benin-Bronzen des HVM bleiben also vorerst in St.Gallen», lautete das Fazit auf saiten.ch/fliegen-die-bronzen-bald-nach-benin-city.

Viel geklickt schliesslich: Der Nachruf auf die 91-jährig verstorbene «Grande Dame» der Schweizer Literatur, Helen Meier. Meier habe «mit ihrer gemeinsamen Sprache einen schonungslosen Tonfall in die Schweizer Literatur gebracht wie keine zweite», schrieb Peter Surber. Zumindest in ihrem Werk sei es ihr gelungen, «die Vergänglichkeit zu benennen und literarisch auszuhalten». Der ganze Beitrag hier: saiten.ch/bestand-hat-was-erzaehlt-ist-zum-tod-von-helen-meier.

Sie ärgern sich? Sie freuen sich? Kommentieren Sie unser Magazin und unsere Texte auf saiten.ch oder schreiben Sie uns einen Leserbrief an redaktion@saiten.ch.

L'Homophobie, c'est les autres



Ich war kürzlich in einem selbsternannt queerfreundlichen Haarsalon. Nicht, um mir die Haare machen zu lassen.

(Leider.) Sondern, um vor einer Kamera zu erzählen, warum es queerfreundliche Haarsalons braucht. (Auch gut.)

Jedenfalls fragte die Journalistin irgendwann: «Wie sollte man reagieren, wenn jemand im Salon homophob ist?»

Ich sagte: Die Person auf die Aussage hinweisen. Fünf Minuten später wurde dem Inhaber des Salons die gleiche Frage gestellt.

Er sagte: «Schwierig, also wenn der hier reinstürmt und Leute beleidigt...»

Das ist doch interessant: Ich dachte bei dieser Frage spontan an ein Gespräch zwischen Kunde und Coiffeuse. Der Saloninhaber, selbst schwul übrigens, dachte spontan an eine Art Angriff. Wir hatten beide recht: Beides ist Homophobie. Oder, wie ich es lieber nenne: Homofeindlichkeit. Mit Ängsten hat das wenig zu tun.

Nur: Wenn ich mit verschiedenen Menschen über Homofeindlichkeit rede – und das tue ich, damit verdienen ich meine homosexuellen Brötchen –, dann denken sie meistens an das Zweite. Ganz oft werde ich gefragt: «Erlebst du in deinem Alltag Homophobie?», und ich sage: «Ja, klar, leider», und wenn ich dann ein Beispiel nenne, krieg ich oft als Frage: «Aber wurdest du schonmal angegriffen?»

Als Homophobie gilt, was krass ist. Herbe Beleidigungen. Körperliche Übergriffe. Angespuckt werden auf offener Strasse. Und das stimmt ja; das ist alles Homofeindlichkeit. Sie geschieht, auch in der Schweiz, auch in den pseudo-modernen Städten. Aber: Homofeindlichkeit nimmt auch ganz andere Formen an. Wenn die Jugendherberge am Telefon sich sträubt, einem Frauenpaar das Schlafzimmer mit Doppelbett zu geben. Wenn ich mit meiner Partnerin rechtlich weniger abgesichert werden kann als mit meinem Exfreund. Wenn «Lesbe» so oft als Schimpfwort genutzt wird, dass wir das Wort gar nicht mehr ohne negativen Unterton verwenden können. Wenn Leute sagen: «Die Homosexuellen können in ihrem Schlafzimmer ja machen, was sie wollen, aber bitte einfach nicht vor meinen Augen».

Wenn man sich Homofeindlichkeit nur als herbe Angriffe vorstellt, macht das vieles einfacher. Einfacher, zwischen Diskriminierung und Harmlosigkeit zu unterscheiden. Nur Heftiges als Homofeindlichkeit zu sehen, macht es einfacher, sich selbst zu den Guten zu zählen. L'homophobie, c'est les autres. Ob eine Person nun schreiend einen queerfreundlichen Haarsalon stürmt oder im Salonsessel low-key über Schwule lästert: Homofeindlich ist beides.

Der Kern dieses Missverständnisses ist die Absicht. Ob du es mit einer Aussage gut meinst, ist irrelevant, wenn das Resultat schlimm ist. Wenn deine Coiffeuse dir mit dem Rasiergerät an die Ohrmuschel fährt, hat sie es zwar auch gut gemeint – dein Ohr blutet nachher trotzdem. Gut meinen kann man es auch, wenn man absolut keine Ahnung hat. Darum geht auch «ich wollte dich nicht verletzen damit» nicht ganz auf. Das Ohr ist ja trotzdem am Arsch. (Anatomie mit Rosenwasser. Bitte gerngeschehen.)

Wie geht man also damit um, dass jemand im Haarsalon homophob ist? Erstmal genau abchecken, ob es nicht selbst ist.

Anna Rosenwasser, 1990 geboren und in Schaffhausen aufgewachsen, wohnt in Zürich. Sie arbeitet für die Lesbenorganisation Schweiz (LOS) und als freischaffende Journalistin.

Evolution



Ich glaube an die Evolutionstheorie.

Denn... was wäre die Alternative? Dass Gott mich so geschaffen hat, weil er/sie/es mich *genau so* schaffen wollte? Während Gott Ryan Gosling zu... Ryan Gosling gemacht hat?

Wenn das Absicht war...

Warum?! Wie habe ich es geschafft, Gott wütend zu machen, ohne vorher überhaupt existiert zu haben?

Wäre ich Ryan Gosling, müsste ich nur in den Spiegel schauen und ich wüsste: «Gott hat einen Plan und sein Plan ist gut.»

Da ich aber nicht Ryan Gosling bin, schaue ich in den Spiegel und sehe kein «Intelligent Design». Ich sehe Survival of the Fittest.

Gut. Survival of the Fittest in einem der reichsten Länder der Welt und zum Zeitpunkt der fortschrittlichsten Medizin der Weltgeschichte, ABER Survival of the Fittest.

«Intelligent Design» überzeugt mich auch deswegen nicht, weil die Menschen, die das vertreten, meistens das beste Beispiel dagegen sind. (Obwohl ich es durchaus spannend finde, dass es Leute gibt, die nicht an die Evolutionstheorie glauben, nur weil es bei ihnen in der Praxis nicht geklappt hat.)

Mir gefällt auch die Vorstellung besser, dass ich Asthma, Skoliose, Haarausfall und Heuschnupfen deswegen habe, weil meine Vorfahren trotz all ihrer vielen Mängel Sex hatten. Das gibt mir persönlich Hoffnung. (Nebenbei: Weil ich an die Evolution glaube, werde ich Kinder höchstens adoptieren. Schliesslich sollen sie es mal besser haben als ich.)

Und die Idee, dass wir uns mit genügend Zeit und bei ausreichender Notwendigkeit in alle Richtungen hin entwickeln könnten, ist doch fantastisch! Zum Beispiel, dass wir irgendwann Taschen haben. Also direkt in unsere Körper eingebaut. Wir haben doch schon einen Brustkorb, warum also nicht eine wortwörtliche Bauchtasche?

Was wir alleine beim Gemüseeinkaufen an Plastiksäckchen sparen könnten! Sackgesicht bekäme eine ganz neue Bedeutung. Taschendiebstahl würde auch abnehmen, da man für sexuelle Belästigung länger in den Knast kommt. Und das beliebteste Piercing wäre plötzlich der Reissverschluss.

Doch wenn es wirklich ein «Intelligent Design» gibt, werden wir sicherlich nie Taschen haben. Und das ist keine Zukunft, in der ich leben möchte. (Ich weiss, der Schluss war jetzt ein wenig komisch. Aber ich wollte einfach nicht der Einzige sein, der das je gedacht hat.)

Jan Rutishauser, 1987, ist Kabarettist, Kolumnist und Koach für Rechtschreibung und Comedy Writing.

Unverhüllter Rassismus

Der Wahnsinn, diese direkte Demokratie! Ständig mitreden, über alles mögliche abstimmen – zumindest der stimmberechtigte Teil der Bevölkerung. Manchmal sogar über Dinge, die uns eigentlich gar nichts angehen und von denen wir, wenn wir ehrlich sind, auch gar nicht viel verstehen. Die Burka zum Beispiel bzw. der Niqab. Kaum zu glauben, dass all die fucking Provinznester in der Schweiz am 7. März über ein derart komplexes Thema wie die Vollverschleierung von Frauen muslimischen Glaubens richten sollen.

Es ist ja leider nicht so, dass dieser Abstimmungskampf mit differenzierten Argumenten geführt wird. Breite öffentliche Debatten aus postmigrantischer und transnationaler Perspektive finden nicht statt. Stattdessen wird, ausgehend von rassistischen und fremdenfeindlichen Kreisen, schon wieder über die Zugehörigkeit von Minderheiten verhandelt. Der Subtext: Ihr seid «anders», ihr gehört nicht dazu. Ihr seid ein Problem, das gesondert behandelt werden muss. Das betrifft nicht nur die Musliminnen und Muslime in der Schweiz, sondern auch alle anderen mit Migrationsbiografie in diesem Land.

Diese ausgrenzende Gesinnung hat eine lange Tradition in der Schweiz. Sie wird seit der «Überfremdungsinitiative» in den 1970er-Jahren von den rechtspopulistischen Kreisen wie ein Sauerteig gefüttert. Das toxische Gemisch konnte über die Jahre munter weitergären und ohne Schulterzucken wurde so 2009 über ein Verbot von Minaretten abgestimmt. Der vorläufige Höhepunkt war die Annahme der «Masseneinwanderungsinitiative» 2014.

Und jetzt also das Verhüllungsverbot. Als wäre das nicht genug, versuchen die Initianten (ja, es sind nur Männer, die sich an diesem Thema so abarbeiten) diesmal auch noch die Frauenrechte zu instrumentalisieren für ihre rassistische Agenda. Wie wichtig ihnen diese sind, sieht man an ihrem Stimmverhalten in all den Abstimmungen und Vorstössen der letzten Jahrzehnte, als es tatsächlich um die Rechte der Frauen gegangen ist.

Diese Initiative hätte gar nicht erst zur Abstimmung kommen dürfen. Sie spaltet, sie ist rein symbolpolitisch und verheerend für den gesellschaftlichen Zusammenhalt in diesem Land. Sie fördert antimuslimischen Rassismus und Stereotype. Sie verunmöglicht eine ernsthafte und differenzierte Debatte über die Selbstbestimmung muslimischer Frauen.

Ein «Nein» einzulegen heisst nicht, für einen Verhüllungszwang zu sein, sondern sich nicht von rassistischen, reaktionären Kreisen einspannen zu lassen – für eine zukunftsfähige Schweiz, in der alle die gleichen Rechte haben, unabhängig von Religion, Nationalität, Sprache, Sexualität oder Geschlecht.

Corinne Riedener

Lob der Transformation

Das, was die Kulturbranche am dringendsten brauchen würde, könne sie nicht bieten: Planungssicherheit. Das sagte die St.Galler Regierungsrätin und Kulturchefin Laura Bucher beim zweiten «Kulturdialog» Mitte Februar. Und dankte den per Zoom zugeschalteten, gegen hundert Kulturschaffenden «für das Durchhalten in dieser schwierigen Zeit».

Die Schwierigkeiten sind inzwischen weitherum bekannt und benannt: Projekte werden gestrichen, Aufträge und Engagements bleiben aus, man plant und plant um, man kann irgendwann nicht mehr. Und gerät je nach Temperament in Existenzangst – oder erfindet sich neu.

Für ersteres, die akuten Notlagen, suchen die Kantone unterschiedliche Lösungen: Zürich lanciert gegen den Willen des Bundes einen befristeten Pauschalbetrag als «Existenzsicherung», Basel-Stadt ebenso, während der Kanton St.Gallen auf ein vereinfachtes Verfahren setzt für Personen, die weniger als 60 Franken aus der Erwerbsersatzkasse bekommen. Ein Gesuch an den Kanton statt Formulare diverser Ämter: Das ist zumindest ein Silberstreifen für Papierkrieg-geplagte Kulturschaffende.

Für letzteres, das Sich-Neuerfinden, gibt es neuerdings ein Zauberwort: Transformation. Bund und Kantone haben die neue Fördermassnahme entwickelt, als zusätzliche Antwort auf die Umbrüche, welche die Pandemie auslöst. Transformationsbeiträge können Kulturunternehmen einerseits erhalten, wenn sie eine «strukturelle Neuausrichtung» planen, sich verschlanken, mit anderen kooperieren oder fusionieren, ihre Räume neu nutzen, die Infrastruktur anpassen etc. Andererseits werden Massnahmen unterstützt, um neues Publikum oder das Publikum auf neue Art zu gewinnen, etwa durch Veränderungen im Programm, durch digitale Angebote oder neue Kommunikationsmittel. All das gilt nicht nur für Institutionen, sondern auch für einzelne Kulturschaffende unter der Voraussetzung, dass sie sich mit anderen zusammenschliessen und als juristische Person auftreten. Der Topf ist grosszügig dotiert, bis zu 80 Prozent der Kosten eines Projekts und maximal 300'000 Franken pro Kulturunternehmen können beantragt werden.

Die Idee ist gut: Corona provoziert Umwälzungen, und der Staat hilft dabei, nicht unter deren Räder zu kommen. Seltsam nur, dass das Experiment nur den Kultursektor betrifft. Warum nicht auch den Gewerbebetrieb, dem die Aufträge pandemiebedingt wegbrechen? Warum nicht die Bildungsinstitution, die ihre Angebote auf den Kopf stellen muss? Warum nicht das Altersheim oder das Hotel, das sich dem Virus anpassen muss?

Die «traditionelle» Ökonomie setzt auf Härtefallzahlungen und Kredite. Die Kulturwirtschaft wagt die Transformation. Offensichtlich wird einmal mehr den Kulturschaffenden in besonderem Mass zugetraut (und zugemutet), sich anzupassen und flexibel auf gesellschaftliche Veränderungen zu reagieren. Was sie als Lob auffassen können. Noch lieber wäre ihnen vermutlich das, was seit einem Jahr niemand bieten kann: Planungssicherheit.

Peter Surber



SCHAUSPIEL

Cum-Ex-Papers

Eine Recherche zum entfesselten Finanzwesen

Lichthof Theater Hamburg

Im Stil eines Wirtschaftsthrillers recherchiert das Projekt «Cum-Ex-Papers», um das System der Hinterziehung von Steuergeldern in Milliardenhöhe verständlich zu machen: Investoren und Banken bereichern sich auf Kosten des Sozialwesens und Geld akkumuliert sich bei denen, die schon viel haben. Die rechtliche Verfolgung der internationalen Profiteure versandet an den nationalen Grenzen. Die Recherche fragt auch nach der Innenlogik einer globalen finanziellen Parallelgesellschaft: Wieso sind immer neue Modelle des Betrugs zu finden und warum liegt die Strafverfolgung in ihren Mitteln so weit hinter den Möglichkeiten der Investoren zurück?

Das Theaterensemble um Regisseur Helge Schmidt hatte die seltene Gelegenheit, das Innenleben der Finanzwelt und des investigativen Journalismus dokumentieren zu dürfen. Die masslose Gier auf der einen und die Spannung rund um den Scoop auf der anderen Seite entwickeln einen enormen Sog.

Sa 27.03.21, 20.09 Uhr, TAK

CHF 45, 40, erm. 10

TICKETS + INFOS

vorverkauf@tak.li www.tak.li
T +423 237 59 69

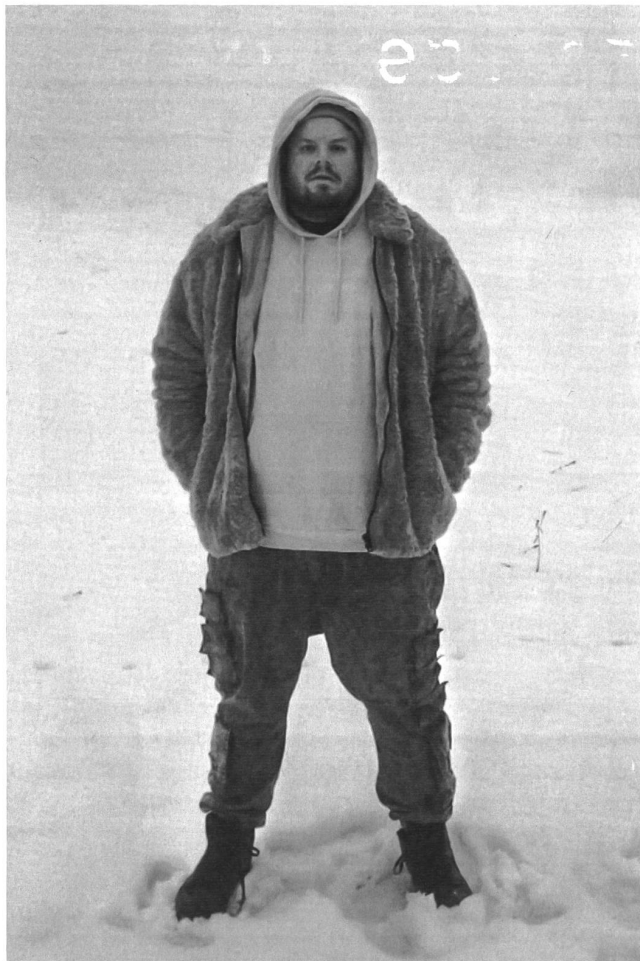
**Kanton St.Gallen
Schule für Gestaltung**



Gewerbliches Berufs- und
Weiterbildungszentrum St.Gallen

«Wir müssen Allianzen bilden. Unerschütterlich»

Jeremias Heppeler ist Multi-Media-Artist. Er arbeitet als Autor, Journalist, Musiker, Filmemacher und bildender Künstler in Konstanz. Seine Produkte vertreibt er selbst, ohne Verlage, Produktionsfirmen oder Galerien. Mit Veronika Fischer, die ähnlich arbeitet, spricht er über diesen Ermächtigungsprozess. Interview: Veronika Fischer, Bild: Christof Heppeler



Jeremias Heppeler

Veronika Fischer: Hinter uns liegt schon fast ein ganzes Jahr im Ausnahmezustand. Die Grosse-Pause-Taste ist gedrückt. Wenn man dir aber auf Social Media folgt, gewinnt man einen anderen Eindruck. Du hast einen Kinofilm in Buenos Aires gedreht, eine Punkband gegründet, ein Kultur-Magazin veröffentlicht, Musikvideos gedreht, Kunsteditionen erstellt, ein Hörbuch produziert und deinen ersten Roman veröffentlicht. Wie war das letzte Jahr für dich?

Jeremias Heppeler: Ich kann das Corona-Jahr rückwirkend nur ambivalent und von verschiedenen Blickwinkeln aus betrachten – und nur für mich alleine sprechen. Mein künstlerischer Entwurf zeichnet sich, glaube ich, durch zwei Faktoren aus: Vermischung und Intermedialität einerseits, und eine schiere Lust am «Machen» auf der anderen Seite. Das ist in einem Pandemie-Jahr ein grosser Vorteil, weil ich schnell reagieren kann und selten lange im Voraus plane – und mich vor allem auch in digitalen Räumen bewege. Ich habe viele analoge

Veranstaltungen wie Lesungen, Ausstellungen und Konzerte, die dieses Jahr stattgefunden hätten, ins Digitale verschoben. Oder in ein anderes Medium. Solche Spannungen und Anspannungen finde ich retrospektiv interessant, im Erleben aber auch oft schmerzhaft. Auch weil man parallel dazu den Schmerz anderer Kunst- und Kulturschaffender sieht, die eben anders arbeiten. Da gibt es kein Richtig und kein Falsch. Beim Schreiben habe ich zudem gemerkt, dass auch die Entschleunigung ihren Reiz und ihre Vorteile hat. Man muss sich nicht immer an den Rand des Scheiterns manövrieren.

Die Absage deines Auftritts an den Baden-Württembergischen Literaturtagen war vermutlich eines dieser schmerzhaften Erlebnisse?

Ja, das war aus verschiedenen Gründen die bitterste Geschichte. Wir waren mit der Lesebühne BarJeder-Vernunft gebucht. Am selben Wochenende hätten wir mit unserem Film beziehungsweise unserer Punkband *Dieter Meiers Rinderfarm* auf dem «Independent Days Filmfest» live gespielt – das hat dann nur online stattgefunden. Das sind Sachen, auf die man lange hinarbeitet, für die man viel investiert. Und den ganzen Sommer über waren diese beiden Termine das schummrige Licht am Horizont, weil sich alle irgendwie einig waren, dass Corona im Herbst vorbei wäre – aus der heutigen Sicht ist das selbstverständlich vollkommen absurd. Bei all dem ist mir klar geworden, wie komplex die Auswirkungen auf die Kulturszene sind. Wie viel da dranhängt. Geld, klar, immer. Leider. Aber auch Emotionen. Arbeit. Zeit. Ängste. Ganze Leben eben.

Und es geht bei solchen Veranstaltungen ja auch um neue Kontakte. Das geht online nicht so easy. Ihr hättet zum Beispiel die gleiche Bühne wie Saša Stanišić bespielt. Du hattest dann aber einen Beitrag von ihm in deinem Buchprojekt *das insektarium*. Wie kam es dazu? Doch online?

Ich hab Saša Stanišić angeschrieben auf Instagram, als ich seine Tweets gesehen habe, die für mich irgendwie perfekt in *das insektarium* gepasst hätten. Da erkennt man auch die Utopie, die soziale Medien eröffnen. Ich habe für das Buch extrem viel auf Instagram recherchiert, Leute angeschrieben, von überall her. Deshalb sind jetzt Kunstschaffende von Chile bis Neuseeland mit in dem Buch.

Andere warten jahrelang auf Zusagen von Verlagen oder Literaturagentinnen. Du hast das Buch im Eigenverlag herausgebracht. Warum?

Erstens: Ich arbeite seit vier Jahren an einem Romanentwurf. Ich habe Gelder beantragt, Ausschnitt-

te eingeschickt. Vier Jahre. So viele Hürden. So viele Mauern. So viel tote Zeit. Ich weiss ja nicht einmal mehr, wer ich selbst vor vier Jahren war – wie soll ich mit so einem Text umgehen? Zweitens: Dank Förderung durch das Kulturamt Konstanz konnte ich mein Hörbuch *darunter* veröffentlichen. Und das war ein sehr erfüllender Prozess. Woche für Woche ein Kapitel, direktes Feedback, ständig neuer Druck. Und am Ende stand dieser rohe, aber fertige Text. Dann drittens: Eine Förderung durch den Landkreis Konstanz hätte *darunter* live realisieren sollen, doch auch das Vorhaben hat Corona einfach verschluckt – also brauchte es eine Alternative, und da habe ich die drei Stränge verknüpft. Literatur, zumindest in Buchform, ist schon ein zähes Medium. Andererseits ist im Sektor der Selbst-Releases ganz viel Trash und Schund dabei. Ich frage mich da: Wo ist die Zwischenwelt? Und was können wir von der Musikszene, von Rap und Trap lernen? Wie kann man ungefilterte Direktheit mit wertiger und ungewöhnlicher Literatur verknüpfen?

Wieso findest du Literatur in Buchform zäh?
Die Haptik von Büchern kann doch ein digitales Format nie ersetzen.

Buch als analoges Medium finde ich immer noch faszinierend. Während ich CDs, DVDs, Games nur noch digital besitze, sind mir meine Bücher heilig. Aber bis ein Buch als Text erscheint, das ist so ein langwieriger Prozess. Andererseits habe ich genau das jetzt gemacht und fand es spannend, diese Stufen zu durchlaufen und auf eigene Faust zu stemmen.

Ich kenne das. Zu den langen Warte- und Bearbeitungszeiten kommen ja auch noch die Absagen, die man kassiert. Das war für mich nicht aushaltbar. Im Selbstverlag muss man dafür alles selber machen und auch die Kosten übernehmen. Wie hast du das gemacht?

Genau, Ablehnung muss man aushalten können, auch die Deutungsvollmacht über das eigene Werk aus der Hand zu geben. Das ist massiver psychischer Druck, und es ist als Künstler, glaube ich, wirklich ein Skill, mit dem Scheitern fertig zu werden. Bei mir schlägt das dann immer in Wut um und die Wut in den Antrieb, es jetzt erst recht zu beweisen. Aber auf Dauer ist das nicht gesund. Ich finde, wir sollten den Eigenverlag ein wenig aus der Hobby-Autoren-Sphäre befreien und viel eher als Punk und als Selbstermächtigung verstehen. Als Freiheit, die uns vor allem das Internet geschenkt hat. Aber das ist auch immer ein finanzieller Risikofaktor, ganz klar. Bei mir hat das nur geklappt, weil ich eben die Förderung des Landkreises komplett auf den Druck geworfen habe.

Wie stellst du dir das konkret vor, dass Künstlerinnen und Künstler sich selbst produzieren, ohne als Hobbykreative wahrgenommen zu werden? Selbst ein Erfolgsautor wie Peter Stamm hat mir in einem Interview mal gesagt, dass er quasi jeden Tag auf einer Lesung ist, um über die

Runden zu kommen, weil er vom Buchverkauf allein nicht leben könnte. Wie könnte man professionell und trotzdem unabhängig arbeiten?

Die Qualität muss zwingend stimmen. Es muss zucken, da muss eine Reibung entstehen. Und es braucht dringend professionelle Herangehensweisen und Umsetzungen. Im Übrigen soll das kein blindes Verlagsbashing werden, im Gegenteil. Es gibt ganz grandiose Verlage. Aber wir reden ja von Alternativen. Und vielleicht auch von Utopien. Finanziell ist es natürlich ein schmaler Grat, ich glaube, es ist unglaublich schwierig, sein Geld mit nur einer Sache zu verdienen. Vielleicht muss man sich als eine Art Mini-Firma verstehen, die auch Cross-Finanzierungen ermöglicht. Ich arbeite eineinhalb Tage als Kunstlehrer, dazu als freier Journalist und mache ab und an Auftragsarbeiten im Text- und Videobereich. Die Sicherheit, die ich dabei gewinne, ermöglicht es mir, beinahe komplett autonom zu arbeiten. Aber das geht vielleicht jetzt und für mich, das können niemals allgemein gültige Aussagen sein. Und ganz klar: Nichts frisst Kreativität so konsequent wie Arbeit und Alltag.

Ich selber habe in meinem letzten Projekt *It's only Haushalt* versucht, den Spiess umzudrehen und in der Alltagsroutine kreative Aspekte zu finden. Seither habe ich einen anderen Blick darauf. Ich habe drei Kinder und finde, dass das kreative Arbeiten eine Art Ausgleich zum Familienalltag darstellt, der gleichzeitig aber auch Inspiration birgt. Du hast in deinem *insektarium* ja auch Zeichnungen von Kindern mit drin. Ich schliesse daraus jetzt einfach mal, dass der Brotjob für dich mehr ist als Grundeinkommen und Krankenversicherung?

Ich unterrichte an einer Grundschule, und dieses Gefühl, manchen Kids vielleicht einen Impuls auf ihren Weg mitzugeben, das kannte ich zuvor nicht und das ist extrem erfüllend.

Was hilft dir am meisten beim anderen Part deiner Arbeit als Multi-Media-Artist?

Ein wichtiger Punkt, damit das alles klappen kann, ist die Vernetzung. Gerade im Independent-Sektor hat es sich leider eingebürgert, dass man oftmals eifersüchtig auf seinen Nebenmann, seine Nebenfrau schaut, wenn deren Videos mehr Klicks abgreifen als dein eigenes, oder wenn andere die Zusage für ein fresches Projekt bekommen haben. Und mir geht es doch genauso. Gerade wenn man Tag für Tag hustled, sind die Erfolge der anderen oft schwer zu akzeptieren. Aber das ist ein Trugschluss. Wir müssen uns zusammenschliessen. Allianzen und Banden bilden. Uns unerschütterlich unterstützen, teilen, Probs aussprechen, Hilfe anbieten. Fünf Accounts mit tausend Followern sind fünftausend Follower. Irgendwie ist es doch offensichtlich, wie das funktionieren kann – und muss ... und wird!

Veronika Fischer: fronelle.de
Jeremias Heppeler: jeremiasheppeler.de
Leicht gekürzte Fassung des zuerst auf seemoz.de erschienenen Gesprächs.



Online-
Infoabend
10.3.2021



Neugierig aufs Gegenüber?

Bachelor in Sozialer Arbeit

Studiere Soziale Arbeit mit den Studienrichtungen
Sozialarbeit und Sozialpädagogik.

ost.ch/bachelor-sozialarbeit

Gestalterische Vorkurs

**Erwachsene Propädeutikum,
Vollzeit und Teilzeit**

Infoanlass

31. März 2021 | 19 Uhr

Anmeldeschluss Vorkurs

2. April 2021

Foto: Tierische Liebe, Lucas Germann
Dozent Roshan Adhihetty

gbs
sg.ch

**Kanton St.Gallen
Schule für Gestaltung**



Gewerbliches Berufs- und
Weiterbildungszentrum St.Gallen



MUSIK-KURSWOCHEN AROSA

Juni - Oktober 2021

Musizieren

Malen

Bewegen

Singen

Trommeln

Improvisieren

Schauspielen

Jazz

Klassik

Volksmusik

Improvisation

Worldmusic

Anmeldung & Infos:

www.musikkurswochen.ch



Zürcher Hochschule
für Angewandte Wissenschaften

**Architektur, Gestaltung
und Bauingenieurwesen**

Informationsveranstaltung und Ausstellung online

**Masterstudiengänge Architektur und Bauingenieurwesen
Bachelorstudiengänge Architektur und Bauingenieurwesen**

Samstag, 13. März 2021, 11.00 Uhr

Anmeldung und weitere Informationen
www.zhaw.ch/archbau

Zürcher Fachhochschule

Solidarisches «Nudging» allerseits!

Ganz verschweigen wollen wir das Impftema in unserem Nadel-Märzheft nicht. Die nationale Ethikkommission im Bereich der Humanmedizin hat sich kürzlich zu den drängendsten Fragen nach der Rechtfertigung eines Impfobligatoriums, nach einer Einführung eines Impfnachweises und nach angemessenen Anreizen zur Erhöhung der Impfbereitschaft geäussert. Gerade für den seit langem abgewürgten Kulturbetrieb ist entscheidend, mit welchen Argumenten der Bundesrat eine Aufhebung der Massnahmen angehen kann und unter welchen Bedingungen auch grosse Anlässe wieder möglich sind.

Die Ethikkommission lehnt sowohl ein allgemeines als auch ein Impfobligatorium für bestimmte Personengruppen, beispielsweise das Pflegepersonal, ab. Selbst wenn die Impfung die Virusübertragung verhindere, wäre ein Obligatorium «paternalistisch», schreibt die Kommission. Derzeit sei aber lediglich der Selbstschutz der Impfung nachgewiesen. Und selbst wenn die Impfung vor der Weitergabe des Virus schützte, müssten zunächst zwingend mildere Massnahmen wie regelmässige Schnelltests ausgeschöpft werden, bevor ein eingeschränktes Obligatorium überhaupt ins Auge gefasst werden könne.

Auch die Einführung eines Impfnachweises sieht die Kommission kritisch: Um Diskriminierungen zu verhindern, etwa wenn nur Geimpfte oder negativ Getestete ein Konzert besuchen dürften, gelte es vorderhand, der Gesamtheit der Bevölkerung möglichst schnell Zugang zu Impfungen und ausreichenden Testmöglichkeiten zu verschaffen. Hier nimmt sie also vor allem die Behörden in die Pflicht.

Unter gewissen Bedingungen könne es aber gerechtfertigt sein, dass Private einen Impfnachweis verlangen, um Einlass zu ihren Angeboten zu gewähren. Das gilt für Konzertveranstalterinnen ebenso wie für Anbieter von Langstreckenflügen. Nicht-geimpfte Personen dürften gemäss Ethikkommission durch eine Impfnachweispflicht jedoch nicht an der «Befriedigung ihrer Grundbedürfnisse» und der Ausübung der für sie «konstitutiv bedeut-

samen» Tätigkeiten gehindert werden. Wie konstitutiv bedeutsam der Besuch eines Fussballmatchs für einen nicht-geimpften Ultra oder ein Gabalier-Konzert für eine Dirndl-Trägerin ist, müsste dann wohl ein Schnellgericht vor Ort entscheiden. Praktischer wäre wohl doch ein mobiles Schnelltestzentrum.

Dass sich die Schweizer Bevölkerung jetzt nicht Winkelried-mässig in die Injektionsnadeln stürzt, hat nicht nur mit der Knappheit an Impfstoffen zu tun. Die Impfskepsis ist nach wie vor gross. Die Ethikkommission warnt die Behörden aber davor, die ablehnenden Positionen in Impffragen nicht ernst zu nehmen. Die Kommunikationsmethoden müssen voraussetzen, dass die Bevölkerung grundsätzlich fähig ist, wissenschaftliche Informationen einzuordnen und Wirkungszusammenhänge nachzuvollziehen. Im Zentrum müsse der Versuch stehen, alle Personen von den Vorteilen der Impfung der sanften «Nudging»-Methode zu überzeugen, das heisst ohne dabei auf Verbote, Gebote oder ökonomische Anreize zurückzugreifen. Allein aus der wissenschaftlichen Argumentation soll sie ihre Überzeugungskraft schöpfen, um die Menschen zur Impfung zu motivieren.

Man könnte nun auch der Ethikkommission Paternalismus vorwerfen. Weil sie den Nutzen der Impfung nicht grundsätzlich in Frage stellt, wie das die skeptischen Teile der Bevölkerung tun. Dass sie vom Nutzen der Impfung überzeugt ist und darum das «Nudging» befürwortet, zeigt, dass selbst die Ethikkommission nicht davon ausgeht, dass die ganze Bevölkerung wissenschaftlichen Argumenten glaubt. Wer aber die Gefahr des Paternalismusvorwurfs komplett vermeiden will, müsste konsequenterweise auf sämtliche Coronamassnahmen verzichten. Wie die Welt heute aussähe, hätte man in den letzten 12 Monaten gar nichts unternommen, wollen wir uns lieber nicht ausmalen.

Roman Hertler

Mehr zum Thema: saiten.ch/impfdebatte-es-geht-um-den-schutz-der-anderen/